

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338938](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338938)

Basiliken und Katakomben

Aus dem italienischen Reisebuch von Felix Timmermans

Die zehn Prozent oder, wie man in Flandern sagt, das Trinkgeld ist im Preis einbegriffen; es ist, wie das Reisebüro auf seinen Prospekten schrieb, im Voraus bezahlt. Aber die Bedienung tut, als ob sie von nichts wüßte. Wenn man irgendwo nur einen Tag ist, kann man sie in ihrer Scheinunwissenheit lassen, aber bleibt man länger, so empfiehlt es sich, noch ein Trinkgeld darauf zu geben, vor allem jenen, die einem beim Essen die Schüsseln reichen. So haben wir gestern abend unserem Kellner einen Geldschein in die Hand gesteckt und ihm für später noch mehr versprochen, und der junge Mann ist seitdem wie ein Füllhorn, er bringt jede Schüssel zweimal, und der Chianti ist der rote Fluß, auf dem die schmachhaften Galeonen in den heiligen Hafen gleiten.

Das Hotel ist stark belegt; es sind viele deutsche Adlige unter den Gästen, Grafen und Barone, die in einem Saal für sich speisen. Man sieht ihnen an, daß sie es bedauern; sie äßen lieber mit uns und den anderen Leuten, dann fielen sie mehr auf. Denn in der Halle, wo Adel und Nichtadel durcheinanderlaufen, geht es in einem fort: Herr Baron, hier! und: Frau Baronin, da!, und je weniger man das beachtet, um so lauter betiteln und begrafen sie einander.

Nach dem Essen — die Speisefarte stecke ich ein, damit unser Mariachen zur Lixer Kirme das gleiche Menu kochen kann! — besteigen wir noch einmal an den vier wasserspeienden Löwen die Straßbahn zur Engelsburg, holen den Vater und Franzoo ab und nehmen zu sechst ein Taxi, um den Heiligen Weg

zu gehen und, wie vorgeschrieben, die vier Basiliken zu besuchen. Wir fahren die Höhe hinauf. Der Vater zeigt: „Da ist das Garibaldidentmal“, und Franzoo fängt gleich an zu erzählen, von dem päpstlichen Krieg 1870, von der Belagerung Roms und so weiter, und so weiter. Wir hören zu und genießen. Unsere Rachel möchte gern in jener Villa wohnen, wo zwischen Zypressen, Palmen und Regenschirmbäumen Fontänen sprühen und Figuren leuchten. Wir möchten das auch. Kirchen, Grabmäler, Paläste, Klöster, übelriechende Volksviertel; alles huscht viel zu schnell vorüber. Man müßte Rom zu Fuß erwandern können, stehendbleiben und träumen, sich niedersetzen und eine Pfeife dabei rauchen und alle diese Schönheiten und Sehenswürdigkeiten stillgenießend in sich aufnehmen.

Aber unsere Reise ist eine Blitzfahrt, ein Erkundungszug, und schon in Mailand haben wir alle gesagt: „Hierher komme ich zurück, und hierher auch und hierher auch!“ Und Franzoo erzählt: „Wenn man bestimmt nach Rom zurückkehren will, dann muß man eine Lire in den Mosesbrunnen werfen, das tut hier jeder Fremde.“ Ein italienischer Kniff, zu Geld zu kommen! Aber unsere Emma schlägt doch vor, daß wir es gleich tun.

Wir sind nun außerhalb der Stadt auf der Via Ostia. Die Häuser beiderseits sind von innen schmutzig und finster; dunkle Höhlen mit ungestrichenen

Unten: Kirchgänger im Säulengeschmückten und palmenbestandenen Vorhof der Basilika »St. Paul vor den Mauern«



Fensterladen, die geschlossen werden, sobald die Sonne ein wenig scheint, und kaum eine Gardine an den Fenstern. Unsaubere Kinder spielen auf der Straße, Herden bleicher Kühe behindern den lebhaften Verkehr der Autos und Fuhrwerke, deren Kutscher sehnsüchtige Blicke in die Weinschenken werfen; Eisverkäufer auf Fahrrädern, Bauernwagen und Weinkarren, die mit Girlanden bemalt sind, als wollte man dem Wein mit Kränzen huldigen. Die Leute stehen in den Türen, und die Osterien sitzen voll wie Walnüsse. Jeder redet laut und mit heftigen Gebärden. Oh, diese Gebärden hierzulande! In Italien kennt man keinen Zeigefinger: die Italiener zeigen mit dem Daumen. Schon seit Jahrhunderten. In Assisi sah ich im Dom eine Madonna, die dem Jesuskind mit dem Daumen den heiligen Franziskus hinter sich zeigt. Fragt man jemanden nach dem Weg, und der Weg führt geradeaus, dann flattert die Hand wie ein gespreizter Spazenslügel. Wo w i r mit dem eingeknickten Zeigefinger jemandem winken, tun die Italiener, als ob sie sich eine Fliege von der Nase scheuchten. Und so kann es einem, der diese Gebärden nicht kennt, wenn man zum Beispiel nach einem Rückensturm schlägt, passieren, daß ein Kutscher kommt und behauptet, man habe ihm gewinkt. Es empfiehlt sich, wenn man so einen Kerl los werden will, eines der überall anzutreffenden Karabinierpaare herbeizurufen, aber dafür muß man wissen, wie man solche gefiederten Zwillinge heranwinkt...

Da sind wir an der St.-Pauls-Basilika. „Wie schön!“ rufen die Frauen, als wir den leuchtenden Vorhof betreten. Eine viereckige Galerie mit weißen korinthischen Säulen umgibt den blumenbedeckten Hof. In den Säulen glänzen marmorne Nischen mit Heiligen unter dem Wirtwert von Mosaikmedaillons, welche die Köpfe der Heiligen umgolden. Und dar-



über erhebt die Kirche ihren Siebel, der ein großes goldenes Mosaik ist und leuchtend in den blauen Himmel strahlt. Das sieht so vornehm, feierlich und erhaben aus, daß man den Hut bereits abzieht, bevor man die Kirche betritt. Im Innern verstärkt sich dieser Eindruck noch, wenn man die vier Reihen lichter Säulen vor sich in der Ferne verschwinden sieht. Das ist eine Säulensymphonie, ein Säulentanz; zum Glück sind keine Figuren daran. Die Säulen funkeln und glänzen, und auf ihren Rundbögen tragen sie die vielfarbigen, von Fenstern unterbrochenen bemalten Wände. Eine Reihe von Medaillons, auf denen Päpste in Mosaik abgebildet sind, verläuft rings über den Bögen, und ein Papst ist darunter, der sieht aus einem brillantesten Auge. Auf den Wänden ruht die horizontale goldene Kastenbede. Am Ende der Säulensymphonie erhebt sich ein Triumphbogen aus Goldmosaik, auf dem ein großes Christushaupt, umleuchtet von den vierzig Greisen und umflügelt von evangelischen Wesen, angebetet wird, und darunter flimmert eine Mosaikcupel, die sich über dem gotischen Baldachin des Altars wölbt, unter dem Sankt Paulus, der Gewaltige, begraben liegt.

Alles glänzt, funkelt, schimmert: der Boden, die Säulen, die Mosaik, die Decke. Die Sonne schüttet in vollen Strömen ihr Licht durch die bunten Fenster, und Regenbogenfarben bestreichen den ohnehin bunten Marmorboden, der die ganze Weite der Säulen in seiner glänzenden Glätte widerspiegelt. Eine Königshalle, erhaben, feierlich, vornehm und voller Ruhe. Der Adel leuchtet einem entgegen. „Viel päpstlicher als St. Peter“, sagt unser Mariechen. „Er möchte Sankt Peter übertrumpfen“, sagt unsere Emma laut. Unsere Rachel hält es mit Franzoo; die beiden behaupten, eine Papstkirche müsse einen überwältigen durch ihre übermenschliche Kühnheit, durch majestätische, gewaltige Ausmaße und überirdischen Glanz. Sie seien die Sinnbilder der inneren Macht des Papstes. Worauf der Pater und ich Mariechens Partei ergreifen, daß nämlich reine, verinnerlichte Schönheit tiefer spricht und mehr Weihe gibt als das Pathos muskulöser Formen und üppigster Pracht.

In einem fort sprechend betreten wir den Palmengarten des Klosters; aber die Unterhaltung versichert im Anblick der Marmorgalerien, von denen jeder Bogen zu beiden Seiten auf zwei kleinen Pfeilern ruht. Jedes Pfeilerpaar ist anders; da sind glatte, runde, gewundene und geriffelte, die Oberfläche mit verschiedenen glänzenden Mosaik bedeckt, wie mysteriöse Schlangenleiber, welche die Bögen stützen. Auch andere Besucher diskutieren über St. Peter, und diese St.-Pauls-Basilika, die wir verlassen, um nach St. Johann auf dem Lateran zu fahren.

Untertwegs, am Ende einer ansteigenden Mauer, sagt der Pater: „Hier sind die Katakomben der Domitilla.“ Und Franzoo will gleich erzählen. Aber ich möchte aussteigen und hineingehen. „Dann aber schnell“, sagt der Pater, „denn sie sind groß.“ Wir steigen viele Stufen hinab, ein Mann mit einer strohdünnen Kerze geht voraus. Wegen der Kühle

Oben links: Die gewaltige Fassade von St. Johann im Lateran, »aller Kirchen der Stadt und Des Erdkreises Mutter und Haupt«

Links: Von Rom zieht südwärts die Via Appia. In der Ferne das Grabmal der Cäcilia Metella

großes
blauen
ich und
abzieht,
erstärkt
Reihen
winden
säulen-
a. Die
Rund-
unter-
n Me-
gebildet
Papst
Kuge.
goldene
erhebt
auf dem
vierzig
Wesen,
Rosalk-
in des
er Ge-

en, die
schüttet
Fenster,
in bun-
Säulen
Eine
voller
„Wiel
riechen.
unsere
300; die
n über-
t, durch
edischen
Macht
echens
erlichte
als das
Pracht.
n Bal-
ng ver-
denen
kleinen
da sind
Ober-
bedeckt,
Bögen
ber St.
wir ver-
ran zu

Mauer,
en der
n. Aber
nn aber
s.“ Wir
t einer
Kühle

mann im
s Mutter

In der



An der Via Appia liegt die Kirche St. Sebastian. Bei ihr ist einer der Eingänge zu den Katakomben

des unterirdischen Raumes ziehen wir die Mäntel an. Erst sehen wir einen großen Platz, auf den Tageslicht fällt. Zwischen Ruinen von Kapitellen und Friesen liegt das Grab der heiligen Petronilla. Dann gehen wir im Säufemarsch durch schmale, düstere Gänge. Hier und da läßt ein Licht lange marmorne Steine erkennen, die wie Schubfächer übereinander in die Wände eingelassen sind. Darin ruhen die Toten. Manchmal verbreitert sich der Gang zu einer Halle, worin die Grabplatten größer sind, halbbrunn wie Backöfen, und um die herum bis hinauf an die Decke naive Fresken gemalt sind. Dort ruhen die Edlen und Verehrungswürdigeren. Hier und da halten wir inne, um dem Mann mit dem dünnen Kerzchen, das er nicht ansteckt, zuzuhören; aber wir verstehen ihn nicht, und Franzoo verdolmetscht seine Erklärungen und fügt noch manches hinzu, was er gelesen hat. Doch Franzoo erzählt nun nicht mehr allein, der Pater schaltet sich ein! Er, der als Priester mehr denn irgend jemand die erhabene Weihe dieser heiligen Stätten empfindet, berichtet hingegen und feurig von den Flaviern, jener bekannten römischen Patrizierfamilie, die diese Stätte nach ihrer Belehrung den Christen zum Geschenk machte. Diese gruben die Gänge, um ihre Toten darin zu bestatten, und kamen hier zusammen und feierten beim Licht der irdenen Lampen, die noch überall zu sehen sind, die heiligen Geheimnisse. Die erste christliche Kirche war eine Totenstätte. Häufig wurden sie bis in diese Gänge verfolgt und mitgeschleppt, um in dem Blutbeden des Firkus von wilden Tieren gefressen zu werden, dem zuschauenden, lachenden

Rom zum Vergnügen. Aber andere Christen gruben wieder neue Geheimgänge; erneut kamen sie hier zusammen, in immer gleicher, feuriger Hingabe, jedem Tode trohend. Es ergreift einen tiefe Rührung, wenn man dieses Labyrinth von Grabgängen sieht und an das Leben der ersten Anhänger Christi denkt. Welch ein Feuer, welche Liebe rauschte in diesen Menschen! Ach, für uns ist es so bequem, zu glauben; der Glaube wiegt und hätschelt uns. Er saugt uns an mit seiner Orgelmusik, mit seiner erhabenen Kunst und seiner mitreißenden Liturgie. Aber sie hatten nichts, keinen Trost, nicht die Ermunterung schöner Gebete und Gesänge, des künstlerischen Schmuckes. Nichts zog sie hinab in diese Totengänge als die Liebe und die heiligen Geheimnisse. Angesichts eines solchen Glaubens wundert es mich nicht, daß viele diesen Boden küssen.

Kunst gab es damals nicht, und doch hat sie aus dieser Dunkelheit ihren Ausgang genommen. Sie fühlten sich gedrängt, die Sinnbilder, die das heilige Geheimnis umkränzen, auszudrücken. Das erste Zeichen war ein Kreuz, das zeichneten sie auf die Grabplatte; bald kam eine Taube dazu, ein Fisch, eine Dolde Trauben. Dann fingen sie an, die Decke mit Symbolen zu schmücken, so kamen Figuren von Christus und den Heiligen hinzu, und es wuchs und wuchs, und aus diesem Kreuzlein, aus der Taube drängte die schöne christliche Kunst ans Tageslicht, erfüllte alle Kirchen mit ihrem balsamischen Duft und fand ihren göttlichen Ausdruck in den Gemälden eines Fra Angelico, im Markusdom zu Venedig, in der Kathedrale von Chartres, im Kölner Dom...

Und der Kerzenmann und der Vater und Franzoo erzählen und zeigen. „Ist es noch weit?“ fragt unsere Emma. „Noch zwanzig Kilometer“, antwortet der Mann mit dem Spargel. Ich möchte nicht weiter. Ich weiß nun, was die Katakomben sind. Ich will diesen Eindruck rein bewahren und verlasse sie mit einem Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht vor den Heiligen, die zuerst die Menschen als Brüder empfunden haben.

Wir fahren an dem „Quo vadis?“-Kirchlein vorbei, vorbei an den Ruinen römischer Landhäuser, die groß sind wie Burgen. Und drüben rauscht St. Johann auf dem Lateran gewaltig empor! Ein Landhausgiebel, dessen Sims riesige Heilige mit wehenden Mänteln krönen. Wir betreten die Kirche durch das Jubiläumsportal. Barocker als St. Paul, geschwollen, rhetorisch, überladen mit Figuren, die zu niedrig in schwarzen Nischen an jeder Säule stehen, mit Flachreliefs, unruhigen Altären, nein... Ich will die Leser nicht mit der Schilderung von goldenen Decken, Mosaiken, Elfenbein- und Marmorbelag und dergleichen ermüden. Diese römischen Kirchen sind triumphal wie ein Feuerwerk, von rauschender Pracht wie das Meer; immer neue Schätze schäumen heran, so daß einem schwindlig wird. Alles ist das Kostbarste: Gold, Silber, Bronze, erlesene Hölzer und Marmor, alles im großen, mit den Gebärden und Ausmaßen der Genesis. Es ist etwas Moseshaftes, etwas michelangelesk Angestümmtes darin wie Gewitterwolken. Auch wo es ein zu schweres Barock oder sonst etwas ist, das ich nicht mag, immer ist es gewaltig, wächst ins Übermenschliche.

Dann nach Santa Maria Maggiore, die im dritten Jahrhundert auf einen Traum hin errichtet wurde, weil es am 5. August geschneit hatte, wie

Franzoo erzählt. Der spätere Siebel ist wie eine Orgel, und drinnen herrscht wieder eine dröhnende, eine in ihrem Reichtum überwältigende, vor Glanz überlochende Pracht. Alles gewaltig und dauerhaft und, wie die anderen Kirchen, eine Papstgebärde, die der Ewigkeit trotzt. Hier hätte ich gern das kleine Bildchen gesehen, das Porträt der Muttergottes, das Sankt Lukas gemalt hat. Aber es ist hinter dem goldenen Pförtchen in dem glorreichen Altar der Borghefkapelle verborgen, deren Wände der seltenste Marmor der Welt kleidet. Zum Trost erleben wir den Gesang tschechischer Nonnen, die dreistimmig dem Bild der Muttergottes vom Frieden huldigen. Und von dort sogleich zu der Herrlichkeit von St. Peter, hinein durch die Jubiläumspforte, am Grab des heiligen Petrus gekniet — und der Heilige Weg ist beendet...

Nach dem Essen sitzen wir mit den wehmütigen Engländern und Deutschen von gestern im Musiksalon des Hotels zusammen und unterhalten uns. Auch sie sind Pilger, und es sind ein paar darunter, die morgen nach Jerusalem weiterfahren. Und wie das nicht anders möglich ist, sie denken an ihr „home“, ihre Heimat, wir an unser Zuhause. Sie singen abwechselnd Lieder der Liebe zu ihrem Land, und auf dringendes Bitten meiner Schwestern und einer Engländerin singt unser Mariechen das Fländernlied. „Mein Land ist das Land der Stille, der friedsamten, frohen Natur.“ Und es fällt ein frischer Tau auf meinen von Silber, Gold und Bronze widerhallenden Schädel, wie ein frischer Regen im Mai!

Berechtigte Übersetzung aus dem Flämischen von Karl Jacobs

Von der Großmutter



ir mußten drei Stunden durch die Fannwälder fahren, um die Großmutter zu besuchen. Weil meine Eltern aber ein wohlangefülltes Tagewerk hatten, geschahen solche Besuche selten, gewöhnlich nur zweimal im Jahre. An Allerheiligen, um den Toten ein Wachlicht und ein Vater-unser zu schenken, und an Silvester für die Lebenden, denen man in einem Kissenbezug den braunen duftigen Brotkranz und den Segenswunsch fürs neue Jahr brachte.

Zu solch einem Besuch an Allerheiligen durfte ich einst mit dem Vater unter das lederne Verdeck in die Kutsche sitzen. Ich war erst vier Jahre alt, besinne mich aber noch, wie ich vor den mit Moos und grellen Papierblumen verzierten Gräbern stand und das Murmeln der Gebete hörte. Besonders gut besinne ich mich auf die Großmutter, die ich nur dies eine Mal sah. Denn sie starb des Jahres darauf. Eine rundliche, kleine Frau mit einem seidnen schwarzen Tüchlein um die weißen Haare; so sitzt

sie vor dem Herrgottswinkel, lächelt und nickt mir immer wieder zu, streichelt mir auch über den Scheitel und schiebt mir ein Stück Gugelhupf nach dem andern hin. Dann läßt sie einen Korb voll Obst bringen und stopft mir Mund und Tasche damit. Auch die Sitztruhe unserer Kutsche hat sie mit den roten Äpfeln füllen lassen, daß nun ihr paradiesische Duft um uns ist auf der ganzen Heimfahrt durch die Nacht, den Wald und den Nebel, den unser Kerzenlaternchen am Wagen nicht zu durchdringen vermag.

Dann habe ich noch eine blasse Photographie der Großeltern, die einst in unserer Stube hing. Da sitzen sie in ihrem Festtagsstaat. Der Großvater im braunen Rock mit Silberknöpfen, ledernen Kniehosen und weißen Strümpfen. Herb und hart verpreßt er die Lippen und stemmt die Faust gegen die Bank. Die Großmutter hält die Hände über der blumigen Seidenschürze gefaltet und blickt darauf nieder, als wundere sie sich, daß diese Hände einmal Ruhe haben.

Mein Vater hat kaum je von seinen Eltern erzählt, zumal nicht von der Mutter. Er sagte wohl: „Die Mutter selig hat es so und so gemacht“, oder:

„Die Mutter selig ist 'ne rechte Frau gewesen.“
Dieses „die Mutter selig“ klang feierlich und endgültig, daß es keine Geschichtlein mehr zuließ.

Aber da ich heranwuchs, hätte ich gern noch mehr gehört von den Großeltern und den Ahnen, schlug also die alten Standesbücher auf und folgte ihren Spuren die Jahrhunderte empor. „Rustici“ waren sie, hart und herb, mit verpreßter Lippe und aufgestemmtter Faust wie der Großvater. Aber zwischen den Marksteinen ihres Lebens, dem Stern der Geburt, dem Kreuz des Todes, schwebte auch das Kränzlein der Liebe, klang der Name einer Mutter, hinter der sich die Kinder reiheten. Es rührte mich, sooft ich solch einen milden Frauenamen durch das harte Gebälk der Jahrhunderte schweben fühlte.

Anna Maria hieß meine Großmutter, den Namen der beiden biblischen Mütter in sich vereinigend. Und sie war wohl eine Erzmutter. Elf Kinder hat sie geboren und großgezogen. Drei davon hat sie sterben sehen. Und auch der Großvater starb, als noch sechs von den neun Kindern unverorgt waren. „Ne rechte Frau“; nannte mein Vater seine Mutter. Wie gering erscheint uns Vielsprechern dies Wort beim ersten Gehör; und wie erfüllt es sich, wenn wir bei ihm verweilen. Ich brauche von der Großmutter nicht mehr zu wissen. Eine „rechte Frau“, das will sagen, sie war, wie diese deutschen Bauernmütter noch sind, still und treu hingegeben ihrer Pflicht, zäh und innig und fromm.

Was wird die Großmutter getan haben, damals als man ihre Kinder begrub, als sie ihrem Manne das letzte Weihwasser gegeben? Sie schlug ein Kreuz und lehrte heim zu den hundert Wesen, zu Mensch, Tier und Pflanze, die ihrer harreten. Aus dem Schmerz erschuf sie neues Leben. Nur Sonntags über dem Gottesdienst hatte sie eine Weile, der Toten zu gedenken, zündete zu ihrem Gedächtnis den Wachsstock an und sann in die zitternde Flamme hinein. Die Arbeit war ihr Trost, die Mühe ihre Labung. Genug schon, elf Kinder das Leben zu geben. Mehr noch, sie in der Ernte, im Heuet, in der schweren Zeit drängender Arbeit zu gebären. Und das allermeiste, sie zu ernähren, zu brauchbaren, wackeren Menschen heranzubilden und wieder an ein Brot zu bringen. Fünzig und mehr Jahre hat



diese Großmutter gekocht und gebacken, gesponnen, gewaschen, genäht und geflickt. Kein Hälmlchen im Garten, kein Huhn im Hof, kein Kind und kein Schwein im Stall, dem sie nicht ihre Pflege gab. Sie mußte Butter und Käse machen, Klee mähen, Disteln stechen, Garben binden. Sie war die erste am Morgen, die letzte am Abend. Wo ein Streit war, wo Kummer und Sorgen und Krankheit, da trug man es zu ihr, daß sie schlichte und versöhne, verbinde und tröste, darüber bete und gute Hoffnung wecke. Und so sich vergessend, für andere sich verzehrend, wurde sie achtzig Jahre alt und setzte sich eines Mittags in den Lehnstuhl und schlummerte zu ihrem Gott hinüber, so still, daß es keiner im Hause merkte.

Anton Gabele

Ein alt Sprüchlein

Ein Stuben ohne Tisch,
Ein Teich ohne Fisch,
Ein Turm ohne Glocken,
Ein Suppen ohne Brocken,
Ein Schiff ohne Ruder,
Ein Jech ohne Bruder,

Ein Schreiber ohne Feder,
Ein Schuster ohne Leder,
Ein Bauer ohne Pflug,
Ein Hafner ohne Krug,
Ein Soldat ohne Gewehr,
Ein Mensch ohne Lehr

Sind alle nicht weit her.

Mit Alban Stolz in die Natur

Unser badischer Landsmann Alban Stolz, Apothekerssohn aus Bühl, Professor z'Friburg in der Stadt, hatte noch eine Begabung, die vielen Heutigen — trotz Wanderbewegung — verlorengegangen ist: Er konnte noch schauen und betrachten. Ja, ja, betrachten! Ihm ging es in der Natur draußen nicht nur um die Sichtbarkeiten, sondern er stieg „per visibilia ad invisibilia“, auf der Leiter des Schaubaren zu den hohen Geheimnissen Gottes, „wohin kein Auge dringt“. Ihm war noch mit Goethe „alles Vergängliche nur ein Gleichnis“: der Bach, das Gewitter, die Sonne.

Der Freiburger Bisstumsverwefer, Weihbischof Lothar von Rübel, wird nicht umsonst so gern an seiner Seite in die Schwarzwaldtäler hineingewandert sein. Wir wollen heute einmal als Dritte im Bunde hinterhertröten und — ganz nebenbei — auch so ein nettes Zwiegesprächlein aufschnappen wie dieses:

Alban Stolz: „Heut isch's aber heiß; ich schwitz schon ganz saumäßig.“

Lothar von Rübel: „Na, na, mußt du dich denn grad so drastisch ausdrücken? Kannst du nicht ein wenig durch die Blume reden? — Abirgens ich transpiriere auch recht stark.“

Alban Stolz: „Aha — durch die Blume geredet —, das Rübele rinnt also auch!“

Doch, wie gesagt, das nur nebenbei. Sonst aber wollen wir nun einmal mit unserm Lands- und Wandersmann Stolz an einem rastigen Plätzchen ausschmaufen, schauen und — betrachten.

Am Bache

Ich stehe an einem Bach und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fortzukommen; und ich schaue mit den Gedanken noch weiter, als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, Wellelein, und wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald droben geronnen aus moosiger Quelle, und du bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein; und wie in Schweiß gekommen, schäumt und schnauft es noch eine Zeitlang im engen Tal und fließt besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen silberig im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch; und sechs Stunden später leuchtet es wie ein mildes Flämmchen, rötlich und golden im Abendrot. Die Sonne sinkt, aber die Welle wellt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Mondenschein, oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmal fort und zuletzt stürzt das Schwarzwälder Wassertropflein in einen Fluß oder

W. Schirmer, Wiefenbach, Oststudie



Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer auch ist, die kleine Welle verfaßt nicht darin und geht nicht verloren; und es gibt ein Auge, das jeden Tropfen im Meer noch kennt, woraus jene Welle zusammengefaßt war.

Man kann oft in den Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein „Heute“, ist gerade so wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt.

Es quillt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten, ein Tag kommt dem Streife zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, oder wie wenn es in der Nacht blizt.

O Mensch! Du kannst die Uhr stillstehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein „Heute“. Die Gelehrten sagen, die Erde mit allem, was darauf ist, sage schneller im Weltraum fort als eine losgeschossene Kanonenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht darin zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos gelebte Tage. Jeder Tag wird auferstehen von den Toten ins ewige Leben, dir zum Gerichte oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigentümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeaßt im Buche deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag, und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflochtenen Erdenleben. Dann nagelt der Schreiner den eisernen Schlußpunkt hinein, der Totengräber aber wirft den Streufand über dich hin mit seiner Schaufel. — Gott behüte dich!

Das Wunder der Sonne

Die Sonne ist jetzt untergegangen. Wie wäre es, wenn sie gar nie mehr heraufkäme? — Es würden eben Lichter angezündet werden müssen, und die Handwerksleute müßten bei der Öllampe arbeiten. Und das wäre ein böses Arbeiten, wenn der Maurer und Zimmermann am Nachtlcht hantieren müßten,



Hans Thoma, Sommerglück

und der Scherenschleifer käme nicht gut zu Streich mit seinem Geschirre, und der Färber tät die Farbe nicht mehr treffen, und der Krummholz (Wagner) tät sich alle Augenblick in die Finger hauen oder in den Schenkel. Es wäre gar viele Ver störung überall und wäre auch traurig und ängstlich, wenn es nicht mehr Tag würde. Am ärgsten wär's aber auf dem Feld. Da müßt man vor allem die Arbeit einstellen; denn wer kann im Finstern Kartoffeln setzen oder mähen? Du tätst mit der Sense nur in die Grundschollen und Steine treffen. Und man müßt zu allem Elend noch lachen, wenn du zum Beispiel mit einer Laterne auf deinen Kirschbaum stiegst, um die Kirschen zu brechen. — Aber wenn man auch notdürftig mit Fackelschein auf dem Feld etwas zurecht richten könnte, so wäre es bald nicht mehr der Mühe wert, daß man hinausginge — denn was soll man noch draußen tun? Weil die Gewächse kein Licht mehr zu trinken bekämen, so würden sie bald bleich und fleck, und stürben an der Verkältung und am Abzehren. Es könnte nichts mehr sprießen aus dem Boden, es würde kalt und kälter, es gefröre das Wasser und die Grundschollen, und es gefröre Stein und Bein zusammen. Und die Tiere und die Menschen müßten verhungern und erfrieren, eines nach dem andern, bis alle tot wären — und zuletzt wäre



W. Schirmer, Landschaft im Gewittersturm

die Erde nur noch ein ungeheurer, finsterner, schwarzer, gefrorener Klotz, auf dem sich kein Laubblatt mehr regt, und kein Wassertropfen, und kein Lichtstrahl, und kein lebendiger Odem — alles wäre schwarz und tot und kalt, ein großer, großer Kirchhof in ewigem Winter und ewiger Nacht. Wenn es fast gar so weit gekommen wär, aber noch nicht ganz so weit — und noch ein klein wenig Leben und Wärme in den Menschen wäre, aber das letzte Fünkeln Hoffnung wäre gestorben und tot —, auf einmal sieht man drüben am Gebirg ein schwaches Blinken, wie wenn es hinter dem Wald brennen tät; er wird weiter und stärker, und grauweiß gerinnt am Himmel ein neuer Tag; er wird hell, blau, und endlich blüht die Sonne wieder ihre Silberstrahlen über die Erde in großer herrlicher Majestät! O Gott, was für ein Jubel und eine Freude wäre das — die Augen von Tausend und Millionen Menschen sähen gegen Morgen —, und viele, viele, die gemeint haben, es müsse elend gestorben sein, fielen einander unter Tränen um den Hals und riefen: Gott Lob und Dank! Wir sind gerettet!

Das Gewitter

Es gerinnt so dunstig zusammen dort drunten hinter dem überthener Gebirg. Kein Lüftlein geht, und es wird einem wie eng von der gekochten, dunstigen Luft. Die Vögel sind langweilig geworden, und ihr Gesang und wisperes Gespräch in Busch und Baum hat aufgehört, als wenn sie alle miteinander

eingeschlafen wären oder gestorben — und es ist so kurios still überall wie am Sonntag im Steinbruch. Sicherlich gibt es heute etwas. Gestern habe ich die Schwarzamsel im Walde gehört, und das ist allemal eine Vorbedeutung; und die Sonne hat den Morgen schon Wasserfäden gezogen. Hörst, es fängt schon an zu brummen; jetzt wieder; es tut gerade wie am Freitag, wenn die Kanoniere in Straßburg drüben schießen und der Regenwind geht.

Jetzt fängt es an zu winden; schau nur, wie es dort drüben an der Landstraße den Staub aufjagt, man sieht fast die Leut und die Wagen nicht mehr. Halt! Fast gar hat mir der Wind den Hut mit fortgenommen. — Aber wie schwarz es jetzt dort drunten wird, es ist eine Furcht! Hast gesehen? Jetzt hat es geblüht. Mach, daß wir heimkommen; das gibt ein schwer, schwer Wetter.

Und das Wetter zieht herauf; der Sturm reitet wild voraus und jagt Staub und Laub umher, wie wenn ein böser, fremder Hund in eine Schafherde stürzt, und spielt damit in wildem Gewirbel. Er zobelst und zaut die Bäume, als wäre er zornig auf sie und hätte vor, ihnen Haar und Haupt abzureißen und ihnen das Genick zu brechen. Es braust um Dach und Kamin, wirft Speis und mürbe Ziegel herunter und stoßt grob an Läden und Fenster und probiert, ob sie fest sind. Und es wird so dunkel, daß man schier die Lichter anzünden möchte, wenn bei so einem Wetter ein Christenmensch etwas schaffen könnte.

Näher und näher rollt es und donnert aus den schauerlich schwarzen Wolken. Wie am zersprunge-

nen Eisenofen, wenn ein groß Feuer drin ist, ein roter Streif durch den Spalt einen anglastet, so zackt ein langer Blitz über den kohlschwarzen Himmel, als habe er einen Riß bekommen. Schon läßt sich der Donner keine Zeit mehr und poltert ganz gleich dem Blitze nach. Aber bald kann er nicht mehr zu jedem Blitzstrahl besonders trachen; ohne Absetzen braust und brüllt es in einem Odem; man weiß nicht, ist es Donnern, ist es Sturm, oder ist es Wolkenbruch. — Das Blitzen wird alleweil mehr und schneller; es fährt durcheinander, wie wenn ein Kriegsheer von Geistern, in schwarzen Wolkenmänteln eingemummt, mit feurigen Stiletten gegeneinander zußen und stechen und kämpfen täte. Die Leute können anfangs das Kreuz nicht geschwind genug machen: es ist alles ganz verschrocken, und eines von den Kindern fangt laut an zu greinen vor Angsten. Die Mutter langt den „Himmelschlüssel“ vom Känsterle und sagt: „Kommt, wir wollen eine Litanei beten“, und alle knien hin und beten: „Wir bitten dich, erhöre uns, o Herr!“ und: „Bewahre uns, o Herr!“ und: „Herr, erbarme dich unser!“ Selber der Gregori, der doch sonst ein grober, ungattiger Bursch ist, kniet dort hinten an der Ofenbank, wo man's nicht so sieht, nieder und betet, brummet mit.

Langsam und bleischwer sind anfangs große Tropfen heruntergefallen und sind aufgefahren so breit wie Taler; jetzt kommt's mehr. Da und dort tanzt ein Schloßkörnlein vom Fenster ab über den Boden hin — ums Himmels willen, wenn's nur keine Schloßen gibt, es wäre ja alles hin, die Frucht, der Hans, die Reben, das Obst! — und ein schwerer Schreden schlägt ein im Herz und im Gesicht vor dem greuligen Blitzen und Donnern und daß es kein Schloßwetter gebe — es ist schwere Angst um Leben und jähen Tod, und mehr noch ums liebe Brot im Felde. — Jesus, Maria, jetzt schüttet es Schloßkörner herunter, so groß, so groß wie Taubeneier; o weh, ihr Kinder, jetzt ist alles verloren, wie wird es uns gehen! — Und die Kinder schreien laut und gar jämmerlich zusammen, wo die Mutter so zaghaft redet und lamentiert.

Gott sei Lob und Dank, es ist vorbeigegangen, ohne Unglück anzurichten; besser, als man hätte meinen sollen. Das Wetter zieht dort hinten über den Glogberg und Frauenwald hinunter, und es tost nur noch fern ab vom Gebirg und tut noch von weitem wie ein zorniger Mann, wenn er im groben Gang fortgeht, hintendrein flucht und brummt und die Tür zuschlägt.

Das sonntägliche Abenteuer



Florian erwacht mit einer Blödsinnigkeit, die seltsam ist, da ihn nicht das leiseste Geräusch geweckt hatte. Es war, als habe ihn der Schlaf im Reiterpiel durch die Sterne getragen und nun unversehens auf die Erde gleiten lassen. Mit aufgerissenen Augen liegt das Kind in dem buntkarierten Bettzeug. Langsam schieben

sich die vertrauten Gegenstände in sein Bewußtsein: der Lampenschirm aus verschliffener Seide mit den großen Glasperlen an den Fäden, das Schukengelbild, der gedrechselte Knauf seiner Bettlade. Florian richtet sich auf. Forschend blickt er nach der anderen Wand hinüber. Dort steht ein großes, braunes Bett mit zurückgeschlagenen Decken. „Mathilde ist schon auf“, lispelt er erstaunt vor sich hin. Das Kind stemmt seine drallen Ellenbogen in die Bettdecke und versucht das Wunderliche dieses Morgens zu ergründen.

Ein leises, eintöniges Geräusch macht es aufhorchen: Sffff, sffff... aus der Schlafkammer der Eltern dringt das gemütliche Schnarchen des Vaters. Es macht ihm Vergnügen, darauf zu lauschen und sich vorzustellen, wie der Vater die Luft aus dem Bauche holt, um sie dann mit einem zischenden Laut durch die gewölbten Lippen auszustößen.

Hell und durchdringend kräht der Hahn, ganz nahe dem Fenster. Der Bub, halb eingeschlafert durch die väterliche Schnarchmusik, wird wieder hellwach. Die kleine Gestalt turmt über das Gitter des Bettchens. In der Waschkübel auf der Kommode steht Seifenwasser. Ein winziges Flöckchen ausgekämmter Haare schwimmt obenauf. Florian reckt sich auf die Zehenspitzen und versucht mit dem Zeigefinger ein kleines Wellenspiel. Jedoch die Beinchen beginnen zu zittern, die Masse beschränkt sich nicht mehr auf den

Zeigefinger allein. Das ist dem Florian unangenehm; er trocknet seine wasserscheuen Arme unbeholfen an Mathildens Leintuch ab.

Wieder ruft der Hahn. Der Bub geht zum Fenster und schiebt den Kopf unter den langen, gestärkten Vorhang. Vorsichtig drängt er sein Gesichtchen in den offenen Fensterspalt.

Mathilde schlurft über den Hof. Sie schwenkt fröhlich einen leeren Eimer und summt durch die Zähne; die rote Mütze streicht ihr zärtlich um die nackten Beine. Knarrend fällt die Stalltüre hinter den beiden zu. — Eine kleine Stille spannt sich aus. Dann wird sie hinweggerafft und dabongetragen von etwas Unsichtbarem, das daherfliegt wie ein geheimnisvoll tönender Ball, sich zurückschwingt, wieder anschwebt und so in einem samtlenen Pendelspiel klingend über die Dächer des Dorfes schläat. Florian lauscht und erkennt: es ist die Glocke der Pfarrkirche



von K. Diese Kirche war schon immer das Ziel seiner Sehnsucht gewesen, und seit die Magd ihm von ihren bemalten Wänden, goldenen Figuren, bunten Fenstern und schimmernden Kerzen erzählt hatte, schwelte in seinem dreijährigen Herzen der Wunsch, einmal mit den Eltern dorthin in die Sonntagsmesse gehen zu dürfen.

Das heimatische Dorf besitzt nur eine kleine Kapelle inmitten des Gottesackers. Ihre getünchten Wände sind mit verblassten Kreuzwegbildern behangen. Es riecht nach Immortellen und feuchtem Mauerwerk. Auch die kleine Glocke, die im luftigen Dachtürmchen klemmt, kann ihm keine Bewunderung entlocken; dünkt ihm doch, daß in der kräftigen Handschelle des Gemeindedieners mehr Lärm und Klang sei als in ihrem zirpenden Gebaumel.



Florian steht noch immer mit der Nase im Fensterspalt; nachdenklich starrt er in den sonntäglichen Morgen hinein. Dann rieselt es wie weihnachtliche Vorfreude über sein rundes Gesichtchen. Rasch duckt er sich unter dem Vorhange hervor. Am Knäufel der Bettlade hängt seine Lederhose. Er zerrt sie herunter und steigt umständlich hinein, mühsam zwingt er die Träger über seine Achseln. Die kleine Brust hebt und senkt sich angestrengt von dem ungewohnten Tun. Dann zieht er vorsichtig die Türklinke herab und späht in den Gang. Die hintere Haustüre steht offen! Im Nu ist er hindurch, rennt über den Hof, schlüpft durch den niederen Gartenzaun und ist auf und davon auf der sonnigen Dorfstraße.

In der Ferne blüht der Zwiebelturm seiner Sehnsucht über dunkle Tannenwipfel hinweg und lockt den kindlichen Barfüßler verheißungsvoll an sich. Der Ausreißer schlägt den Wiesenpfad ein. Zwischen Obstgärten, Feldern und Wiesenland wirft sich der Weg in leichten Wellen dem Nachbardorfe entgegen. Fröhlich stapfen die kleinen Füße durch das tauige Gras. Harmlos sind die Begegnungen: ein aufgeschreckter Hase, ein Schmetterling, eine Schnecke. Ihre Gemächlichkeit reizt ihn zu einer täppischen Spielerei, die jedoch jäh beendet wird durch das aufsteigende Geläut von drüben. Der Bub springt weiter. Aber im Ahrenfeld blühen Kornblume und Klatschmohn, und die Mathilde hat gesagt daß die Himmelsmutter ganz besonders jene Kinder liebe, die ihr zur Freude Blumen pflückten, um sie vor ihr heiliges Bild zu legen.

Da hüpft der Florian über den Rain. Er steht im hohen Korn und rafft sich so viel Rot und Blau ins Kinderhäutchen, daß der kleine Daumen sich verzweifelt bemüht, nicht gesprengt zu werden.

Die Kirche von K. steht auf einem niederen Hügel, außerhalb des Dorfes. Aus dem Tannenwäldchen, das im Halbbrund die Nordseite umsäumt, späht ein blonder Haarschopf nach den vereinzelt Kirchgängern hinüber und wartet auf den günstigen Augenblick, um ungesehen die Eingangstüre zu erreichen. Ein altes Mütterchen schlurft den Kiesweg entlang. Von ihren Rockfalten halb verdeckt, gleitet er in das geheimnisvolle Licht des Gotteshauses . . .

Hilflos in der ungewohnten Herrlichkeit, blickt das Kind um sich und drückt sich scheu an die Wand, neben einige Bauernburschen, die es mit belustigtem Grinsen betrachten. Da zischt es auf ihn herab: „Mach, daß du auch kimmst, du Bettzipfel!“ Florian erkennt in tödlichem Entsetzen die buschigen Brauen über den strengen Augen: der Feldhüter, Bastian! In diesem Augenblick braust die Orgel auf. Der Feldhüter geht vorüber und sucht sich einen Platz im Gestühl, indes der Bub in einem neuen, wonnigen Schrecken sich geistesgegenwärtig in den offenen Beichtstuhl flüchtet, den er soeben unter der Empore entdeckt hat. Wie ein ausgestöbertes Häuschen in die schützende Ackerfurche, so duckt sich der Bub in die Geborgenheit des kleinen Häuschens. Ein bodenlanger grüner Vorhang verdeckt nahezu die winzige Gestalt mit dem bunten Strauß auf dem klopfenden Herzen.

Florian schaut und lauscht. Entzücken fällt wie ein sanftes Geriesel in seine Seele. Geblendeten Faltern gleich taumeln seine Blicke von dem schimmernden Altare zu den lieblichen Heiligenfiguren in Weiß und Gold, klettern an den bunten Glasfenstern hinauf zu den riesenhaften Deckengemälden, um sich von dort wieder in den zuckenden Kerzenglanz zu stürzen. Eine kräftige Männerstimme erfüllt den

Raum. Der Pfarrer, in weißem, faltenreichem Gewande schreitet die Stufen hinab, gefolgt von einem Knaben, der ein spitzenbesetztes Hemd über einem Rock aus grünem Tuche trägt, der ihm bis zu den Schuhen reicht.

Der Pfarrer schwingt über seinem Haupte einen hellen, runden Besen, daraus ein leichter Regen springt. Er spricht die Frauen an, denkt der Bub in hellster Verwunderung und versteht nicht, daß diese mit andächtig gesenkten Blicken und regungslosen Mienen dieses seltsame Spiel erdulden. Ihre Hände zeichnen eilige Kreuze auf Stirne, Mund und Brust. Auch die Männer tun so, obschon sie nicht der leiseste Tropfen berührt hatte. Als bei den letzten Bänken Pfarrer und Knabe rudartig wenden, erkennt der kleine Späher das Gesicht über dem grünen runden Schultertragen und nickt ihm erregt zu. Der also stumm Angerufene aber blickt wie ein Soldat gerade aus und bemerkt weder ihn noch die verhaltenen Zurufe aus der Bubenreihe. Es ist der Matthias von der Mühle, Florians Ideal und Abgott. Gestern abend noch hatte er seiner Anhängerschaft das neueste Kunststück vorgeführt: Radsfahren, ohne die Lenkstange zu berühren, und dabei auf vier Fingern pfeifend. Freihändige Kunst nannte er das und versprach dem, der dies nachzutun vermöchte, sein perlmutternes Taschenmesser. Diese Herausforderung hatte sogleich den Ehrgeiz einiger Dorf-buben aufgestachelt, aber ihre Versuche scheiterten jedesmal an dem gefährlichen Schwanken des Vorderrades, und mehr als einer sank wie ein getroffener Reiter von dem ungebärdigen Stahlroß in den Staub der Landstraße. Sieger und Held blieb Matthias, der sein geschundenes Fahrrad stolz vor sich herschob, gefolgt von einer Bubenchar, die sich um den nächsten Brunnenrand lagerte, um die blutenden Knie und Ellenbogen auszuwaschen. —

Kräftiges Orgelspiel und Männergesang heben den träumenden Florian aus seiner Versunkenheit. In stummen, seltsamen Gebärden bewegt sich der Pfarrer vor dem blumengeschmückten Altare. Der Matthias mit den sorgfältig gescheitelten Haaren trägt ein schweres Buch von der linken Seite zur rechten. Hierauf stehen alle Leute auf. Der Pfarrer erfüllt mit einem eintönigen fremden Singen den stillen Kirchenraum. Als dann entschwindet er seinen Blicken, um plötzlich in der goldenen Kutsche zu erscheinen, die ohne Deichsel und Räder über der Frauenseite schwebt. Florian starrt mit offenem Munde zu der zaubermächtigen Gestalt hinauf, ohne auf ihre Worte zu achten. Er sieht, wie ein Buch beiseitegelegt und ein anderes zur Hand genommen wird. Die Leute stehen auf und bekreuzigen sich. Florian hört nun auf die Stimme in der Kutsche. Es ist, als ob sie eine Geschichte von Jesus erzählen wollte, aber die Worte sind so unverständlich, und schon gleitet seine Aufmerksamkeit von den Lippen des Vorlesenden zu dem pausbäckigen Posaunenengel über dem goldenen Dache, als sie zurückgerufen wird durch die Worte: „Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber.“ Das lauschende Herz im Beichtstuhl ist voller Entzücken: eine Geschichte, eine Räubergeschichte!

„Samariter“, sagt der Pfarrer in behäbigem Tonfalle. Der Bub aber versteht in seiner bairischen Mundart: „San mer Ritter!“, und krallt vor Erwartung seine Finger in den Strauß.

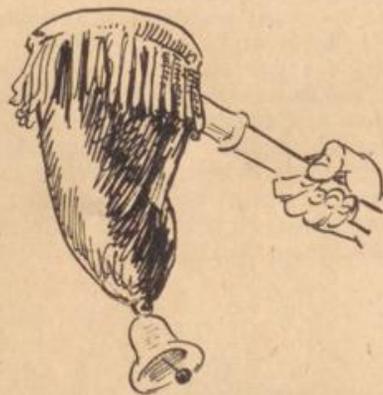
Jedoch die schöne Geschichte zieht an dem Kinde vorüber wie ein aufsteigendes Gewitter, das der Wind nach einigen grellen Blitzen in die Nacht ver-

sagt. Das schwarze Buch klappt zu, die Leute setzen sich. Florian lauert sich enttäuscht auf die niedere Kniebank des Beichtstuhles und ist böse auf den Pfarrer, der sich nun laut redend über die Andächtigen beugt. Die Frauen blicken zu ihm auf, die Männer stieren gerade aus. Immer wieder tropft das Wort „Liebe“ aus der eindringlichen Rede, und das Kind beobachtet, wie dabei jedesmal die Hand des Predigers in die grüne Decke mit den goldenen Franzen greift, die wie ein Kragen um die schmale Brüstung gelegt ist. Es liebt das zitternde Franzen-spiel, und das Wort „Liebe“ bleibt in seiner Seele mit einem goldenen Schimmer haften. Dann plötzlich schern die Worte ungeachtet an seinem Ohr vorüber, die Predigt schwimmt ins Uferlose: die großen silbernen Quasten an der Muttergottesfahne halten seine Augen gefangen! Kaum merklich bewegen sie sich in einem sanften Spiel und locken Wünsche in das Bubenherz. Einmal sie anfassen, nur anfassen, oder vielleicht einen kleinen Stoß geben dürfen — wie schön würden sie auf der Glase des alten Mannes tanzen, der gerade vor der Fahne zu sitzen kam! Oder wenn man ein wenig heftiger stieße, ob sie dann bis zu dem Bastian schwängen, der zwei Reihen weiter vorne sitzt? Florian zieht die Lippen ein, so als habe er die silberne Quaste schon in der Faust, um sie dem Feldhüter an den Kopf zu schleudern. Der wohnigen Empfindung bubenhafter Genugtuung wird er jäh entrissen durch ein erschütterndes Niesen. Angstvoll duckt sich der Naturgenötigte in das schützende Gehäuse und starrt mit angehaltenem Atem in das Gestühl. Nichts geschieht. Zuversichtlich lockert er seine Haltung und äugt an dem Vorhang vorbei nach den Männerbänken. Da halten ihn zwei Augen fest, unerwartet und ganz nah. Florian klemmt vor Schrecken die nackten Fehen ineinander, unfähig, seinen Blick aus dem fremden Gesicht zu befreien. Doch die Augen beginnen zu lächeln. Der alte Herr nickt dem Nieser freundlich zu und denkt, ergötzt über das Stilleben im Beichtstuhl: Dem da drinnen ist



noch wohl zu Rute, der weiß noch nichts von Reue und Leid, von beklommenem Atem und guten Vorsätzen, die dann doch so schwer zu halten sind. . . Florian ist glücklich über die guten Augen und wischt sich die Nase mit dem Hemdbärmel. Aber die feuchte Spur wird zur kleinen Quelle. Der Armel genügt nicht mehr. In aller Unschuld greift seine Hand in die weiche Fülle des Vorhanges. Erleichtert und im redlichen Bewußtsein seiner Sauberkeit hockt er sich gemütlich in seine Ecke zurück. Müde baurzelt der rote Mohn über die Bubenknie. Florian beginnt den Strauß zu teilen. Links die Kornblumen, rechts der Mohn; er will der Gottesmutter einen schönen Strauß schenken. Seine Wangen glühen vor Eifer. Da geht es wie ein Donnern durch die Kirche: die Andächtigen stehen geräuschvoll auf. Der Pfarrer ist aus der goldenen Kutsche verschwunden. Unwillkürlich will sich Florian auch erheben, aber die Blumen hindern ihn. So bleibt er sitzen und ist für eine gute Weile wieder ganz Auge und Ohr für die Musik, den Gesang, die Lichter und das unverständliche Kommen und Gehen am Altare. Vergessen gleiten die Blumen zu Boden.

Dann sieht Florian etwas Sonderbares. Ein Mann schiebt einen langen, glänzenden Stoc zwischen die Bankreihen, um ihn gleich darauf wieder zurückzuziehen. Eine rotsamtene Zipselmütze mit goldener Fransborde und einem kleinen lustigen Glöckchen baumelt am Stockende. Mann und Stoc gehen



an Florian vorüber, der erleichtert den angehaltenen Atem ausstößt. Grübelnd sucht das Kind den geheimnisvollen Vorgang zu ergründen. Inzwischen sind Orgel und Gesang verstummt. Vom Altare klingt ein kurzes Schellengeläut. Ein Vaterunser lang herrscht tiefe Stille im Gotteshause. Hernach schwingt sich wieder Musik und Gesang von der Empore. Der Herr in der letzten Bank neigt sich zu Florian und streckt ihm ein Heiligenbildchen hin. Erst nach einem aufmunternden Blick wagt der Bub danach zu greifen. Auf einem kostbar gezäumten Pferde sitzt ein Ritter in blinkender Rüstung und stößt einem schrecklichen Untier die Lanze in den dampfenden Rachen. Florian ist selig über das Bildchen. Er versucht es in die Tasche zu stecken, aber da könnte es zerknittern. Er preßt es zwischen Kinn und Hals, doch die Haltung ist zu anstrengend. Hierauf verschwinden Ritter und Drache kurz entschlossen unter dem ledernen Hosensboden! Florian sucht nun energisch seine Blumen zusammen. Blau zu Blau, Rot zu Rot. Ein paar helle Ahren in die Mitte. Den fertigen Strauß klemmt er zwischen seine Knie. Als das „Agnus Dei“ verklingt, hat er aus zwei Mohn-



blüten Püppchen gemacht. Eines für die Himmelsmutter und eines für den freundlichen Herrn. Vorsichtig beugt sich der Bub über den schmalen Gang, zupft den Ahnungslosen an der Hose und streckt ihm mit einem scheuen Lächeln seine Gegengabe hin. Der Überraschte streichelt zärtlich über den wirren Blondkopf, der sich sogleich wieder in seine dunkle Nische zurückzieht.

Die Messe klingt aus. Die Gläubigen verlassen die Kirche. Florian wartet, bis alle gegangen sind. Dann steht er auf und tappt zum Marienaltar hinüber, in der einen Hand das Bildchen, in der anderen den bunten Strauß, den er von weitem der Himmelsmutter entgegenstreckt in kindlichem Drange, ihn zu verschenken. Da fühlt er sich plötzlich unter die Arme gefaßt und durch die Luft getragen. Ehe er weiß, wie ihm geschieht, befindet er sich auf dem Kirchplatz. Die Sonne scheint grell, und Vaters Hand hat einen eisernen Griff. Einige Männer stehen beisammen, schauen ihn an und lachen. Da kommt die Mutter über den Kiesweg geeilt. Mit einer hastigen Gebärde nimmt sie den Bub auf ihre Arme. „Komm“, drängt sie sanft den Vater und preßt den Wiedergefundenen zärtlich an ihre Schulter.

Cornelia Haag

Schlechte Zeiten?

Schlechte Zeiten? Zeiten, in denen man die Arbeit entdeckt, Zeiten der Erneuerung, der Verjüngung.

Schlechte Zeiten? Zeiten, in denen es notwendig ist, alles neu durchzudenken, was man schon zu wissen glaubt: die Welt, den Menschen, Gott.

Schlechte Zeiten? Zeiten, in denen jeder Fortschritt mit Explosivstoff beladen ist.

Reden wir nicht mehr von schlechten Zeiten! Sagen wir vielmehr: Laßt uns die Zeit nützen, die uns gegeben ist!

Kardinal Sallegg